Der Tod eines Bettlers.

Erzählung von A. Kolping.

Es ist eine ganz eigene Sache um's Sterben. Gut sterben können, hat Einer gesagt, sei die größte Kunst auf Erden; gewiß ist, daß wenige Menschen diese Kunst aus dem Grunde verstehen. Je mächtiger die Leute im Leben in die Flügel geschlagen, um so schlaffer lassen sie gewöhnlich die Flügel hängen, wenn der Ungesehene von Jenseits klopft am Herzenspförtchen, daß der Schlag durch das ganze morsche Haus des Leibes zittert; und je trotziger in der Regel die Leute an gesunden Tagen in die Welt geschaut, um so angstvoller schauen sie drein, wenn die Seele anfängt durch die Ritze des zerbröckelnden Leibes in die Ewigkeit zu blicken. Das ist so 'ne eigene Manier vom Tod, daß er den Menschen zwingt, nach Innen zu sehen, wo er dann in der Regel Dinge entdeckt, die er nie hat so recht sehen wollen; und was er vergessen hatte, sich, Alles ist wieder da, so neu und frisch, als wäre es nicht fort gewesen. Daher kommt es, daß dann die Leute anfangen zu rechnen in einer Art, wie nie zuvor, besonders lernen sie dann noch einmal die vier Spezies, als da sind: das Zusammenzählen — all die Sünden ihres Lebens, das Verviefältigen — aller Folgen ihrer schlechten Streiche, das Abziehen — des Scheins der vermeintlichen guten Werke von ihrem faulen Kern, und das Zerteilen — in Gut und Schlecht, wo oft nur ein ganz kleiner Rest vom ersten übrig bleibt; kein Wunder, daß es dem Menschen dann so leicht schwül wird, und ein schrecklicher Ernst kommt, der sich unter keiner Maske mehr verbergen läßt. Nun! ist auch keine Kleinigkeit, das Sterben. Hast du Geld und Gut, hier bleibt's und Andere werden sich mit Freuden darein teilen. Hast du Amt und Ehren, Andere werden's erben; hast du Freunde und Weltfreuden, sie bleiben am Ufer der Zeit, während du gern oder ungern in die Ewigkeit segelst. Ich bin einmal am Ufer des Meeres gestanden, und hab' da Leute in ein Schiff fliegen sehen, die ich gut gekannt. Wir haben uns nochmal die Hand gegeben, sind uns um den Hals gefallen und haben mitsammen geweint, vom Wiedersehen geredet, und ich weiß nicht recht, wie es gekommen, wir dachten alle an Gott und den Himmel und waren ganz froh gestimmt, mehr wie sonst. Da sind denn jene Leute abgefahren, immer weiter vom Ufer, und sie haben gewinkt noch vom Schiff, obschon wir uns nichts mehr sagen konnten, es wurde unser stärkstes Rufen nicht mehr verstanden wegen des Rauschens der Wellen, die gegen das Ufer anschlugen und doch das Schiff in die See immer tiefer hineinpülten. Endlich wurde das Schiff immer kleiner und kleiner, tauchte bald wieder in de Höhe, bald verbarg es sich in den Wellen, bis es meinen Augen entschwunden war, die es vergeblich auf der großen, weiten, unendlich weiten Wasserwüste suchten. Da ward es mir so eigen und beklommen um's Herz, und hab' ich dabei gleich an den Tod gedacht und die Ewigkeit, welche die Menschen fortspülten aus dieser Zeit in das große Meer der Ewigkeit, und weiß Gott, wo der Mensch dann landet und wie es ihm ergeht. Und fortgegangen bin ich vom Meeresufer, weil das Scheiden mich so weh gestimmt, und hab' mich abseits gesetzt hinter einen Hügel, damit ich das Meer nicht sehe und hab' dann aufgeschaut zum Himmel lange, lange Zeit! Denn wenn man recht bewegt und warm ist ums Herz, dann möcht' man immer zum Himmel sehen, und will die Erde unten durchaus nicht recht schmecken. Darüber ist's Abend geworden, ein milder, freundlicher Abend, an dem der Himmel aus unzähligen Augen hernieder zur Erde blickte, als wollt' er Grüße senden aus jener endlosen Ferne dem Menschenkind auf Erden, und dem Menschenkind tuen die Grüße so wohl von der fernen Lieb. Aber je länger ich emporschaute, um so wundersamer wurd's mir in der Seele, denn ich dachte wieder an's Sterben und an die Ewigkeit, die ihr ahnungsvolles Bild am Himmel beschrieben. Was ist der Himmel groß und was ist die Erde klein; was ist der Himmel schön und prächtig in unermeßlicher Majestät, und was ist aller Glanz der Erde so unscheinbar dagegen, daß, sieht man so recht bedächtig den Himmel an, man an die Erde nicht denken mag. Und als ich endlich fortgegangen, da war mir das Alles wie eine recht ernste Predigt, die man Sonntags in der Kirche hört, und jener Tag will mir nicht mehr aus dem Gedächtnis. Seit der Zeit zieht es mich immer nach dem Sterbebette, zu dem ich oft ganz ungerufen getreten, und hab' dabei viel gelernt und vielen Nutzen gehabt. Nicht als ob ich Freude hätte, wenn wieder Einer abgelöst in das Meer der Ewigkeit; ach nein, es ist selten Freude dabei, wenn man nämlich die Gewalt ansieht, die es in der Regel kostet, von dieser Welt Abschied zu nehmen und die letzte Rechnung abzuschließen; aber heilsam ist es, gar heilsam, und weil ich das weiß, benutze ich, wo ich kann, die Gelegenheit. Einmal aber, da hab' ich am Sterbebette eine besondere Freude gehabt, und davon wollt' ich erzählen, vielleicht, daß der Leser auch noch etwas davon mitnimmt, was mir eben recht wäre.

I.

Stephan.

In einer der letzten Ferien meiner Studienzeit mußte ich mich häuslicher Angelegenheiten halber einige Zeit in meinem heimatlichen Dorfe aufhalten. Die wenigen Besuche waren bald abgemacht; um Niemanden an der Arbeit zu stören, strich ich einsam durch die Felder, oder legte mich im nahen Walde unter einen Baum, lesend oder nachdenkend, auch ging ich wohl zuweilen schlendernd durch die Gassen des stillen Dorfes, dessen Ruhe mir neu, aber überaus wohltuend war. Da war im Felde kein Stück Ackerland, ich kannte es, im Walde kein größerer Baum, er war mir befreundet, keine Hecke im ganzen Revier, ich hatte einst Vogelnester drin gesucht, und im Dorfe kein Haus, kein Stall, keine Scheune, die mir nicht besser bekannt gewesen, als das große vielbewohnte Haus in der Stadt, wo ich mich einquartiert hatte, und kein Menschengesicht über fünfzehn Jahren in der ganzen Gemeinde, zu dem ich nicht in freundlichen Verhältnissen stand. Wenn ich begegnete, mit dem konnte ich plaudern, wie mit meinem Freunde und hatte nicht leicht zu befürchten, daß der etwas Besonderes hinter dem Berge gehalten hätte. Nun gar, seit ich studierte und oft längere Zeit abwesend gewesen, wuchs die herzliche Vertraulichkeit, wenn sich dazu auch eine gewisse, besondere Achtung gesellte, und sollte es auch vorgekommen sein, daß zwischen alten Schulkameraden hie und da eine kleine Reibung über gemeinschaftliche Vogelnester und dergleichen vorgekommen, jetzt war alles rein vergessen und ausgeglichen.

Auf meinen Spaziergängen durch das Dorf gerate ich eines Tages gegen Abend in eine der entlegeneren Gassen, in welcher der ärmere Teil der Gemeinde wohnt, und die sich nur dadurch auszeichnet, daß sie fast aus lauter einzelnen, freistehenden Hütten besteht, an die hie und da ein kleiner Stall sich anlehnt, sonst aber ist von Wirtschaftsgebäuden nichts zu finden. Die Gasse selbst bildet eine Art Hohlweg, der auf das Feld hinausführt. Ein Haufe zerlumpter, schmutziger Kinder, aber trotzdem von blühender Gesundheit, tummelte sich in der Gasse. Sie spielten gerade Prozession mit Reisern und grünen Zweigen und sangen dabei ihre Kinderlitanei. Hie und da saß ein altes Mütterchen spinnend oder betend in dem offenen Vorhause, und während sie auf die Kinder acht hatte, erquickte sie sich an den warmen Strahlen der Abendsonne. Welch ein anderes Bild der Armut, dachte ich bei mir, als es sich in den großen Städten darbietet! Welch ein Friede hier trotzdem, daß auch hier vielleicht manche Träne fließt! Während ich darüber nachdenkend hinschlendere und mich der Kinder kaum zu erwehren weiß, die mir alle ein Händchen, aber ein sehr ungewaschenes, darbieten, fällt wie zufällig mein Blick auf eine der Hütten, die etwas tiefer als die andern in einem kleinen Gärtchen liegt, halb überschattet von einem wilden Kastanienbaume, der frei im kleinen Hofraum steht. Unter diesem Baume saß auf einer hölzernen Bank Stephan, der alte Bettlergreis, den ich ja so gut noch aus meinen Kinderjahren kannte. Er saß mit dem Gesichte gegen die Sonne gewendet, baarhaupt und schien sich an der Abendsonne zu erquicken. Dem alten Manne wollte ich einen guten Abend wünschen, was ihm gewiß willkommen war. Ich ging zu ihm. Als ich mich näherte und bereits meinen Gruß ihm zugerufen, er nach mir umblickt, gewahre ich erst, daß er im Gebete begriffen war. Ich bedauerte das. Stephan aber winkte mir näher zu kommen, betete kurz zu Ende und reichte mir dann freundlich die Hand.

„Du machst mir eine große Freude, Johannes, daß du noch an mich denkst. Wie bist du groß und stark geworden unter fremden Leuten! Dir geht es doch wohl?" Stephan blickte mich erst ruhig an; sein Blick hatte etwas so eigentümlich Mildes und doch scheen er mich durchbohren zu wollen wie mit Kinderaugen. Dann betrachtete er mich von oben bis unten.

„Nun, Stephan," erwiderte ich, „was mich betrifft, seht ihr wohl, daß es mit mir wohl genug steht. Aber wie ergeht es denn euch noch?" Und ich setzte mich zu ihm auf die Bank.

Denkspruch.

Ein schmuckes Buch, kaum aufgeschlagen, — Liegt auch das Leben jetzt vor Dir. — Gern sprächst Du zu den künft'gen Tagen: — „Wie seht ihr aus, was bringt ihr mir? — Doch wechseln heit're auch mit trüben, — Und bringt nicht jeder Sonnenschein, — Durch jeden zeigt Dir Gott sein Lieben; — „Ich bin Dir gut und denke Dein."

Güldene Brockensammlung.

Da kommen die drei Weisen — Aus fernem Morgenland — Mit Weihrauch, Gold und Myrrhen — In ihrer Königsband — Sie knieen vor dem Kinde — und reichen sie ihm dar — Für's Kind und seine Mutter — Das große Freude war — Das Kindlein hebt die Hände — Und segnet diese drei — Die nun dem Kinde schwören — Auf ewig ihre Treu — Dann ziehen sie von dannen — Ins schöne Morgenland — Des Kindes Segen ihnen — Ward heiliges Unterpfand — Daß unter Gottes Schutze — Sie kämen glücklich heim — Wißt ihr was, liebe Leser — Ich dabei heut mir träume: — Ich säh gar viele wallen — Von euch zum Krippelein — Um mit den lieben Weisen — Das Kind zu benedei'n — Ihm Gaben darzubringen — Damit es, wo's jetzt wohnt — Im Tabernakel würdig — Als unser König thront — Dann segnet wie die Weisen — Auch uns des Kindes Hand — Und weist uns auch die Wege — Ins ew'ge Heimatland.

Aus Gummersbach Frl. R. 1 Diamantring, 1 goldener Ring, Ohrringe, Kreuzchen, Halskette und Brötchen.
Aus Köln-Merheim rth. 2½ Mark in Silber.
Aus Lindenthal ung. 10 Mark, ein Gulden und Münzen.
Aus Lindenthal ung. 10 Mark.
Ungenannt 2 Silberstücke und Brötchen.
Ungenannt 25 Mark in Silber zu Ehren des göttlichen Kindes.
Frl. J. aus Köln ein Diamantring.

Kloster Marienberg.

Ungenannt von Neuß 5 Mark in Silber.
Von Neuß 1 Armband, 1 goldenes Kreuz und 5 Mark.
Von Neuß 3 Mark in Silber.
Von Oberkassel 4 Ohrringe und 2 Kreuzchen.
Von Ramrath 2 Ohrringe, 1 goldener Ring, 1 Uhrkette und Kleinigkeiten.
Aus Heerdt von K. W. 10 Mark.
Ungenannt von Neuß 5 Mark in Silber und 1 Medaillon.
Ungenannt 1 Fünfmarkstück und 1 Mark in Silber.
Von Neuß 1 silberne Gedenkmünze und 2 Mark.
Von Neuß 1 Fünfmarkstück.
Von Büttgen 1 goldener Ring, 1 Ohrring.
Ungenannt von Neuß 1 goldenes Kreuzchen, 1 Brosche, 1 Vorstecknadel, 1 Ring, 1 Zierkette und 2 Kleinigkeiten.
Von Neuß verschiedene Silbersachen und Kleinigkeiten.
Aus Scherhausen bei Gleyn 3 Mark in Silber.
Aus Kempen 1 silberne Kleinigkeit.
Ungenannt aus Büttgen 15 Mark in Silber.
Von Neuß 3 Mark. 2 Mark für den Bonifatiusverein.

Druck und Verlag der Gesellschaft für Buchdruckerei in Neuß.

Nr. 2. Sonntag, 11. Januar. 1920

Kirchlicher Wochenkalender.

Sonntag, den 11. Januar: Hyginus.
Montag, den 12. Januar: Ernst.
Dienstag, den 13. Januar: Hilarius.
Mittwoch, den 14. Januar: Felix.
Donnerstag, den 15. Januar: Paul. Eins.
Freitag, den 16. Januar: Marcellus.
Samstag, den 17. Januar: Antonius.

Sonntagslesung.

Deine Nachbarn fragen dich vielfach um Rat, und da bist du allezeit bereit, solchen zu erteilen. Wird dein Rat befolgt, so tut's dir wohl, und wenn derselbe guten Erfolg gehabt hat, so unterläßt du nicht, deinen Bekannten zu sagen, daß du den Rat gegeben. Wie aber, wenn derselbe nicht befolgt wird? O, das kann dir gleich sein, denn du bist ja nicht beteiligt und verlierst nichts dadurch. Dennoch bist du verdrießlich darüber, und wenn die Sache schief geht, sagst du: Warum hat man mich nicht gehört und ist dummen Ratgebern oder dem eigenen Kopfe gefolgt? Vielleicht sagst du bei: Das nächstemal mögen sich die Leute anderwärts Rat holen. Wolltest du übrigens dieser ganzen anscheinend unbedeutenden Sache etwas nachdenken, so würdest du finden, daß es dir schmeichelt, deine Ein- und Umsicht von den Leuten anerkannt zu sehen, und daß es dich verletzt, wenn einer anderen Ansicht der Vorzug gegeben wird. Du würdest also finden, daß es dir eigentlich nicht um den Rat, den du gibst, sondern um dich selbst und deine Geltung zu tun ist, ja, daß es dich freut, wenn der, welcher deinen Rat mißachtet hat, zu Schaden kommt. Inzwischen so weit denkst du nicht nach.

Exerzitienbetrachtungen.

II.

Gott, unser Ziel.

Der erste Vortrag in den Exerzitien handelt als Fundamentalvortrag in der Regel vom Ziel und Ende des Menschen. Selbstverständlich! Denn, wenn die Exerzitien keinen anderen Zweck haben, als mir den Weg zu meinem letzten Ziel und Ende zu zeigen, so muß ich zuerst wissen, wo dieses Ziel liegt, und welches das Ende dieses Weges ist. Was lehrt uns denn über dieses Ziel Vernunft und Glaube?

Du bist auf der Welt, aber warst es nicht immer. Eine ganze Ewigkeit war verflossen, ehe du auf den irdischen Schauplatz tratest. Aus welcher Quelle stammt denn nun in letzter Linie dein sterbliches Leben? Von Gott. Seine Hand hat das Gewebe deines Lebens zusammengestellt, er ist in Wahrheit dein Vater.

Aber zu welchem Zwecke rief Gott dich denn ins Leben? Die hl. Schrift belehrt dich, daß Gott alles, was er schuf, zu seiner Ehre schuf, zu seinem Dienste. Gott hat also auch dich aus dem Nichts gezogen und dich auf diese Erde gesetzt, damit du ihm dienest.

Zu dem Zwecke bist du also nicht auf der Welt, zu leben nach dem Belieben deiner Wünsche, deinen Leidenschaften zu folgen, in schrankenloser Selbstsucht an dich, nur immer an dich zu denken. Ein solcher Plan wäre Gottes unwürdig gewesen.

Nein, Gott hat dich für sich erschaffen. Die Vernunft gab er dir, ihn zu erkennen, ein Herz, ihn zu lieben, und Kräfte, um sie in treuer Berufsarbeit in seine Dienste zu stellen.

Welche Ehre für dich! Oder wolltest du lieber den Menschen gehören, als Gott? Möchtest du lieber Sklave der Welt, dich ihr und ihren wechselnden Launen unterwerfen? Möchtest du wirklich nur deswegen auf Erden sein, um vergängliches, irdisches Gut zusammenzuscharren, eitler Ehre nachzujagen, die sich auflöst wie der Rauch, dem Vergnügen und den sinnlichen Lüsten dich in die Arme zu werfen, die vorüber gehen, wie ein Schatten?

Oder meinst du, das wäre dein Lebenszweck, irdische Freundschaften und Verbindungen anzuknüpfen und einzugehen, die manchmal so wenig festen Bestand haben, daß selbst die heiligste Verbindung, wie die Ehe, oft nicht einmal sicher ist vor der Auflösung, oder wenn nicht gerade das, doch vor einem unheilbaren Riß, der mit den Ehegatten durchs Leben zieht?

Man hält es für eine große Ehre, gute Beziehungen zu einflußreichen und angesehenen Menschen zu haben. Und doch sind sie, mit Gott verglichen, nur Staub und Asche. Man bildet sich etwas ein auf ihre Gunst, und doch sagt der Dichter: „Die Gunst ist flüchtiger als der Blitz."

Welche Rolle spielt das Verlangen, etwas zu gelten in der Welt, in unseren Gedanken und Wünschen! Wie oft bestimmen der Stolz, die Eitelkeit, die Ruhmsucht, die Empfindlichkeeit bei der kleinsten Zurücksetzung oder Vernachlässigung, unser kleines Ich und der Neid die Regungen unseres Herzens und bringen es in fieberhafte Unruhe! Möchten wir doch so besorgt, wie um all diese Flüchtigkeiten, auch um unsere wahre Größe, unsere höchste Ehre besorgt sein, nämlich Kinder Gottes zu werden und zu bleiben. Warum denn nun gerade mich erniedrigen vor der Welt, ihr zu gefallen suchen, ihr dienen wollen? Ist sie denn wirklich mein Herr und mein Gott?

Eben weil ich Gott gehöre, muß ich mich in meinem Streben und Verlangen erheben über die Welt. Wenn ich mich von ihren verkehrten Grundsätzen, von ihren wunderlichen, recht grillenhaften und dazu oft genug schlechten Gewohnheiten wollte leiten und führen lassen, so wäre das ebenso sehr eine Unehre für mich, wie eine Beleidigung Gottes.

Weil ich nun aber von Gott bin, gehöre ich auch Gott zu. Aber ich bin auch von Gott allein. Alles verdanke ich ihm und anderen nur etwas mit Rücksicht auf und durch ihn. Meine Vernunft, die Talente, die ich besitze, meine Gesundheit, auch das, was ich mein Eigentum nenne, ich muß es doch zuletzt als Gnaden und Wohltaten Gottes betrachten.

Wenn ich also alles von Gott habe, er mein Herr ist und bleibt, muß ich auch alles nach seinem Willen gebrauchen. Mein Verstand und meine Talente, in welchem Berufe und in welcher Lebensstellung ich sie auch zur Geltung bringe, in letzter Linie müssen sie doch im Dienste Gottes stehen, ja gerade sie ganz besonders, da in den geistigen Fähigkeiten vorzüglich die natürliche Ebenbildlichkeit Gottes besteht.

Auch das, was du besitzest, ist in letzter Linie Gottes Eigentum. Es ist dir zur Verwaltung gegeben. In die Hand des Reichen hat Gott der Herr alle Dinge zum Teil seine irdische Vorsehung gelegt, und wehe dem Reichen, der das vergißt und die Pflichten gegen die Armen oder der sozialen Fürsorge, für die, die von ihm abhängig sind, vergißt.

Welche Nutzanwendung sollen wir aus dieser Betrachtung ziehen? Wir sind von Gott, gehören ihm allein zu. Also dürfen wir nicht meinen, wir hätten schon genug getan, wenn wir nichts gegen ihn tun, d. h. nicht freiwillig sündigen. Ich darf mir nicht schmeicheln, schon genug Tugend zu besitzen, wenn ich wenig eigentlich Gegensätzliches gegen Gott, d. h. Böses an mir entdecke.

Wenn ich dafür kein Verständnis hätte, daß auch ein das große mir gewiesene Ziel außerachtlassendes und nur auf die Erde blickendes Leben ein in den Augen Gottes schuld- und strafbares Leben sei, dann könnte ich auch nicht verstehn, warum der göttliche Heiland den Fluch über den unfruchtbaren Feigenbaum aussprach, und die Türe verschlossen blieb vor den törichten Jungfrauen, die kein Oel in den Lampen hatten, als der Bräutigam kam.

Dann könnte ich nicht begreifen, warum die Heiligen sich so unsäglich viel Mühe gegeben haben, wirklich tugendhaft zu werden und ununterbrochen vor den Augen Gottes zu wandeln. Sahen sie doch die Stunden, in denen sie das versäumt, als verlorene Stunden an und hielten sie doch nur diejenigen Werke für vollwertig, die sie in und mit uns für Gott getan.

Sie wußten, daß das Wort: „Gib Rechenschaft von deiner Verwaltung" eben sich auf das Leben beziehe, insofern es mit all seinen Aeußerungen im Dienste Gottes, des höchsten Herrn gestanden.

Wie beschämend muß es nun für uns sein, wenn wir nach dieser Richtung hin eine kleine Gewissenserforschung anstellen und uns gestehen müssen: Der Weltgeist, der Welt Grundsätze, der Welt Eitelkeit, das war das Element, in denen du dich bisher bewegtest. In deinem Herzen, voll von Leidenschaft, Ungeduld, Weichlichkeit, Empfindlichkeit, Neid, Stolz, Menschenrücksicht gabs keinen Platz für höhere Gottesgedanken. Ausgeliefert den verführerischen Lüsten, den Verirrungen meiner Wünsche, der Unzufriedenheit mit meinem Mitgeschick, der Thrannei meiner schlechten Gewohnheit — wo finde ich mich da wieder, wie weit von Gott mich entfernt!

O mein Gott, erleuchte mich, bekehre mich, reiße mich los von allem, was mich nicht zu dir führt, laß mich dich allein lieben, und was ich außer dir liebe, nur lieben in dir, für dich und um deinetwillen.

Mein Vaterhaus.

(Aus der Mappe einer Dreiundachtzigjährigen.)

Mein schönstes Lied, aus tiefster Brust gesungen — Es galt dem lieben teuren Heimatland, — Doch als des Liedes letzter Ton verklungen, — Da fielen Tränen nieder auf die Hand. — Es lebt vor mir im Bild, in den Gedanken — Ein Bild des Glücks im trauten Beterhaus, — Die Fenster sind umrankt von Epheuranken — Draus schaut die Mutter nach dem Liebling aus. — Ein junges Mädchen, zart wie eine Rose — Tritt flink herein durch's enge Gartentor, — Nimmt von den Früchten, die sie trägt im Schoße, — Die schönsten für ihr Mütterlein hervor; — Dann nahet es mit kindlich frohen Grüßen — Dem lieben Vater auf der Gartenbank; — Des Tages Mühe muß es ihm versüßen — Durch Schmeichelwort und kühlen Labetrank. — Da kam der Krieg, die Mutter war begraben, — Der Vater kam aus Frankreich nie zurück; — Wie konnt' für meinen Schmerz ich Worte haben, — Ich fand nie Trost für ein verlor'nes Glück. — Lang ist es her, — Das Haus, es ist zerfallen — Und doch ist's mir, als hätt' ich's heut geseh'n; — Warum die Tränen auf die Hand gefallen, — Das können nur Verlassene verstehn.

Migräne.

Weißt du, liebe Leserin, was Migräne ist? Wenn nicht, dann danke Gott dafür, denn es ist ein schlimmes Uebel. Wer davon befallen wird, und das geschieht oft ganz plötzlich, dem ist, wenn ich so sagen darf, ganz katzenjämmerlich zu Mute. Er ist wie seekrank, kann nichts machen, ist zu nichts fähig und oft wird's ihm so armselig, daß er sich mitten am hellen Tage ins Bett legen muß. Zur Zeit solcher Anfälle ist der arme Patient, der unter erdrückendem Kopfweh leidet, nicht zu genießen.

Es gibt aber auch eine geistige Migräne. Sie hat mit der körperlichen dadurch Aehnlichkeit, daß sie auch wie diese, den Menschen plötzlich befällt, daß sie, wie diese, mehr oder weniger schnell vorübergeht, aber auch in der Zeit den Menschen, so lange er darunter leidet, anderen ungenießbar macht.

Es sind die sogenannten Stimmungen, die auf einmal da sind, wie Wolken am heitern Himmel, die den schön beginnenden Sonnentag bald in nebliges Dunkel und in Regen hüllen.

Bei dem einen äußert sich diese Migräne in einem nahezu unstillbaren Redebedürfnis, nur muß man nicht meinen, von freundlichen, liebreichen Worten. Im Gegenteil, nörgeln, kritisieren, tadeln, Vorwürfe machen, an allem was auszusetzen haben, das bezeichnet den Zustand. Ich glaube, die alte Xantippe, die oft einen derartigen Anfall bekam, daß sie ihren guten Mann, den Philosophen Sokrates, auf das Dach seines Hauses trieb, litt an dieser Migräne.

Andere sind in diesem Zustande zum Weinen geneigt. Sie gehen trübsinnig und mißstimmt umher, und fragt der Mann: was fehlt dir, Frau?, dann sind Tränen die einzige Antwort, höchstens kommt noch ein „Laß mich in Ruh" brummend von den Lippen, was denn auch die andere Ehehälfte am besten tut, denkend: das trübe Wetter hellt sich von selbst wieder auf und die Tränen trocknen. Was denn auch bald wieder geschieht, denn die Tränen der Frauen kommen und gehen so schnell, wie die Regentropfen am Meeresstrand.

Wieder andere werden bei dieser geistigen Migräne arg kriegslustig. Wie Amazonen greifen sie zu Speer und Schild und suchen Streit. Die Schläge des Frauenschwertes, nämlich der Zunge, fallen haarscharf auf Mann und Kinder oder auch auf die Nachbarin, das Unrecht, das der andere hat, wird ihm so scharf nachgewiesen, wie Richter und Anwälte es nicht besser verstehen, keine Entschuldigung wird angenommen.

Bei anderen bringt diese Seelenmigräne eine quecksilberne Beweglichkeit hervor. Nirgend Ruhe und Rast, es geht Trepp auf, Trepp ab, der arme Ofen wird mit dem Feuerhaken traktiert, Töpfe und Geschirre klirren und sind in Gefahr, in Stücke zu gehe. Eine furchtbare Putzwut kommt über die Patienten, kein Stuhl, kein Tisch bleibt an seinem Platze und Besen und Staubtücher wissen nicht recht, was mit der Herrin los ist, so geht sie mit ihnen um.

Was aber ist da zu machen? Erstens, das Wort Gottes befolgen: „Gib acht auf dich", laß dich nicht gehen, beobachte das Stimmungsbarometer und, wenn es ausbiegt nach der Seite, wo Regen, Wind und Sturm stehen, dann bezwinge dich und drehe die Schraube der Selbstbeherrschung etwas fester an. Kämpfe mit Energie gegen die Aeußerungen dieser erregten Stimmung an. Drängt es dich zum Sprechen, zum Tadeln, Nörgeln und Streiten: stillgeschwiegen. Drängt es dich, stumm und still da zu sitzen und nicht zur Unterhaltung beizutragen, dann bezwinge dich und sprich freudig mit den Deinen.

Dann aber beschäftige dich in solchen Migränezeiten und laß unter keinen Umständen von der Arbeit ab. Während man sich mit der körperlichen Migräne ins Bett legen darf, während der geistigen muß man standhalten und seine Arbeit tun, denn Arbeit, unverdrossen, beharrliche macht Freude und mit der Freude bald wieder gesund.

Gewiß, an den Gemütsstimmungen sind oft körperliche Leiden — man nenne einmal das bekannte Wort, — die Nervosität schuld. Das ist nun ja wahr und wer aus eigener Erfahrung weiß, was Nervenleiden heißt, der wird Mitleid mit solchen Leuten haben, aber immer bleibt doch bestehen, man muß sich nicht den Stimmungen auf Gedeih und Verderb überlassen, sondern den Kopf in die Höhe recken, und die Arme ausstrecken und versuchen, ob man nicht Manns genug ist, diesen Wehrwolf zu überwinden.

Zwei Greise.

Zwei Greise treten uns in der Kindheitgeschichte Jesu als leuchtende Gestalten aus dem Kreise der frommen Israeliten entgegen, die der Ankunft des Erlösers entgegenharrten, der alte fromme Simeon und die betagte Witwe Anna.

Ein ganz rührender Vorgang ist diese Begegnung des Alters mit der Kindheit an der Tempelpforte. Da steht der alte Greis, erleuchtet vom hl. Geist; er werde nicht eher sterben, als bis er den Gesalbten des Herrn gesehen. Und als nun Maria und das kleine Kind sich dem Eingang nahen, da weiten sich seine Augen, sein Herz jubelt mit, denn eine innere Stimme sagt ihm: „Er ist es."

Und da nimmt er das Kind in Freuden auf seine Arme und stimmt jenes wundervolle „Nunc dimittis" „Nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren" an, das die Kirche am Abend eines jeden Tages einem jeden ihrer Priester auf die Lippen legt. Und dann sieht er mit prophetischem Blick in die Zukunft und Mutter und Sohn verknüpft er in gemeinsames Leid, den Sohn, den Mann der Schmerzen mit dem Kreuze auf den Schultern, die Mutter als Schmerzensmutter mit dem Schwerte im Herzen.

Aber noch mehr hat der hl. Geist für Simeon das Dunkel erhellt, das über den Wegen lagert, die der Messias gehen soll.

Je mehr das israelitische Volk gelitten unter dem Joch der Heiden und der harten Faust des Römers, der den stolzen Nacken des Gottesvolkes niederbeugt, desto mehr sammelt sich alles Wünschen und alle Erwartung in dem einen Hoffnungsstrahl: „Messias."

Doch, wie er kommt, da ist es, als führe ein Blitzstrahl hinein in das liebliche Bild von Freude und Dank und endlich gestillter Hoffnung.

Er, der zum Segen bestimmt ist, wird vielen zum Aergernis, zum Fluche. „Dieser ist gesetzt zum Falle und zur Auferstehung vieler in Israel" zu einem Zeichen, dem man widersprechen wird. Das ist der Riß, der durch ganz Israel geht und weit über Israel hinaus die Menschheit in zwei Lager, in Gläubige und Ungläubige, trennen wird.

Zu Simeon gesellt sich noch die Prophetin Anna. Von ihr wird gesagt, sie sei sieben Jahre mit ihrem Manne verheiratet gewesen, und nun eine Witwe von 84 Jahren. Faßt man diese letzte Zahl dem Wortlaute der Stelle nach als die Zahl ihrer Witwenjahre, dann hätte sie, da man im Morgenlande früh heiratet, den hundertsten Geburtstag um einige Jahre noch überschritten gehabt.

Sie als Frau findet nicht so herbe Töne, wie Simeon, der Mann. Sie lebt ganz in den schönsten Hoffnungen für dieses Kind und spricht „von ihm zu allen, welche die Erlösung Israels erwarteten."

Die Szene an der Tempelpforte ist aber auch bedeutungsvoll und bezeichnend für die Zeit, in der wir selber leben. Was da der alte Simeon in so erschütternde Worte kleidet, das ist seitdem das Los des Herrn, seiner Kirche und seiner Lehre geblieben und wird

es bleiben, so lange es Menschen gibt, die sich für oder wider Gott, für oder wider Christus entscheiden können.

Und was damals das offizielle Israel den Erlöser ablehnen und zuletzt vollständig verwerfen ließ, das war der nationale Stolz, die Selbstgerechtigkeit, die Ueberschätzung der vergänglichen Dinge, die Gleichgültigkeit gegen alles Höhere, die die Nöten und Bedürfnisse der Seele ganz vergessen ließen.

Und die nämlichen Ursachen sind es noch heute, die so viele abseits vom Erlöser stehen lassen. Gebet, Selbsteinkehr und Herzensdemut, Gerechtigkeitssinn, Versöhnlichkeit und Liebe muß wiederkehren, sollen Christi Lehren wieder auf einen fruchtbaren Boden fallen.

Aber auch jeder Einzelne wird heute vor die Entscheidung für und wider Christus gestellt, ob er im eigenen Leben die Gnade und die Wahrheit, die der Gottessohn auf die Erde gebracht, zur Tat reifen lassen will oder nicht. Und diese Verantwortung und der Ernst der persönlichen Entscheidung kann keinem erspart bleiben, wer nicht für Christus ist, der ist wider ihn.

Wer in dieser Weihnachtszeit zur Krippe eilt, um das göttliche Kind zu begrüßen, der wird, wenn er die Frage an dasselbe richtet: Welche Tugenden verlangst du von mir?, die Antwort vernehmen: Demut und Selbstverleugnung. Ohne Demut keine Empfänglichkeit für die Gnade, ohne Selbstverleugnung keine Tugend.

Mein Sohn, willst du dich durch zum Himmel ringen,
Durch Demut und Entsagung wird es dir gelingen.

Jesus im Tempel.

Es steht ein junger Knabe
In ernster Männer Schar;
Wie leuchten seine Augen
So tief und wunderbar!
Er lauscht den heil'gen Reden
Am gottgeweihten Ort;
Auf alle Fragen findet
Dies Kind das rechte Wort.

Die Schriftgelehrten staunen
Und seh'n sich fragend an:
Wer hat so tiefe Weisheit
Dem Knaben kund getan?
Es geht ein Strom des Lebens
Von seinen Lippen aus,
Geheimnisvolles Wehen
Erfüllt das stille Haus.

Der Wahrheit König ist es,
Der in dem Kind erschien,
Des Lebens Rätsel finden
Die Lösung nur durch ihn.

Großmütterlein.

Wie schön ist es doch, wenn man noch eine Großmutter hat und dazu noch eine solche, wie die unsrige ist. So dachte ein junges Mädchen, welches mit einem Strauß voll Blumen seine Großmutter zum 80. Geburtstage gratulieren kam.

„Wie lieb ist es von Dir, Elisabeth, daß Du an mich gedacht," so sprach die alte Dame, „aber in meinem Alter vergißt man solche Gedenktage am allerliebsten, denn es sind wehmütige Gedanken, die einem dann Gesellschaft leisten; Aber dem lieben Gott muß ich doch recht dankbar sein, er hat mich gütig geführt, und hat meinen Lebensabend zu einem friedlich schönen gemacht."

Darf ich dir, lieber Leser, nun etwas von unserer Großmutter erzählen:

Es ist ein einfaches, stilles Leben, das sie gelebt hat, aber voll Segen für die Ihrigen. In einem kinderreichen Hause geboren, lernte Großmutter frühe für andere sorgen und schaffen. Stets glänzten ihre Augen, wenn sie von ihren jungen Jahren erzählte. Sie hatte ihre Eltern sehr geliebt, aber strenge war die Erziehung, die sie genossen. Die Mädchen mußten fleißig im Hause mit tätig sein, denn Urgroßvater, ein tüchtiger Beamter, hielt bei aller Liebe doch stets auf genaue Hausordnung und Urgroßmutter ging den Kindern mit dem besten Beispiel einer pflichttreuen Hausfrau voran. Festtage waren es stets für die Geschwister, wenn sie mit Büchern, Handarbeiten und Butterbroten versehen, in den nahen Wald wandern konnten, um dort den Nachmittag zu verbringen. Dann wurde gelesen, genäht und wohl auch etwas geträumt von einem zukünftigen, großen Glück, von einem schaffensfreudigen Dasein, ganz anderer Wohlsein geweiht.

Und bei meiner Großmutter sollten diese schönen Zukunftsträume verwirklicht werden. Sie gewann das Herz des jungen Arztes des Städtchens und die beiden wurden nach wenig Monden ein glückliches Paar.

Noch heute erzählt Großmutter von ihrer schönen Hochzeitsreise, die sie noch per Post und Wagen gemacht hat, wie sie den Vierwaldstätter See geschaut und sogar zu Fuß einen großen Teil des Berner Oberlandes durchwandert habe. Einzig schön ist es dann, wenn Großmutter im Enkelkreise alte Erinnerungen auffrischt und mit staunenswerter Gedächtnisfrische von vergangenen Zeiten erzählt.

Dann kamen für „Größchen", so wird sie oft von uns genannt, Tage ungetrübten Glückes. Der Himmel schenkte dem jungen Paare sechs kräftige, gesunde Kinder, die den Eltern wenig Sorge machten, sich fleißig in Wald und Feld herum tummelten u. dann allerdings des Abends zerrissene Röckchen und Jäckchen mit heim brachten.

„Auf Erden sind wir schon so glücklich, Johanna, wie schön muß es nun erst im Himmel sein," — so sagte eines Tages der Großvater zu seiner Frau.

Aber Erdenglück ist unbeständig und launisch und dauert oft so kurze Zeit. Bei Ausübung seines Berufes zog sich Großvater eine Lungenentzündung zu und starb schon nach wenigen Tagen; seine arme Frau und noch sechs kleinere Kinder zurücklassend. Nun fingen schwere Zeiten für Großmutter an; die Erziehung der Kinder kostete Geld, viel Geld sogar, denn es waren drei recht begabte Knaben in der Kinderschar, die doch gar zu gerne studieren wollten. Der eine wollte Arzt werden, wie sein Vater war, der andere Baumeister und des dritten Herzenswunsch war es, Theologie zu studieren. Großmutter klagte sich nach besten Kräften und benutzte ihr schönes Talent zum Dichten und zur Schriftstellerei, um den Kindern das Studium zu ermöglichen.

Gott segnete ihr fleißiges Schaffen; die Kinder wuchsen heran, die Söhne traten in die ersehnten Stände ein, und die Töchter heirateten nur gar zu früh, wie Großmutter zu sagen pflegt. Jetzt sieht sie schon auf eine stattliche Enkelschar herab, und wenn sich in ihrem trauten Heim Kinder und Kindeskinder so oft versammeln, dann ist es so recht ein glückliches Familienbild, auf dem der Segen Gottes sichtlich ruht. Die schönsten Stunden sind es wohl für Großmütterlein, wenn ihr geistlicher Sohn sie für einige Tage besuchen kommt; dann wird die alte Frau ganz jung und mit berechtigtem Stolze schaut sie zu ihrem Sohne auf.

Heute hat Großmutter nun Geburtstag; möge ihr der Himmel noch manches Lebensjahr schenken; denn Großmütterlein entbehren, ihr liebes Gesicht mit den klugen Augen nicht mehr sehen, ihre lieben Worte nicht mehr hören, nein das kann sich keiner denken, und der liebe Gott wird heute mit Bitten bestürmt, daß Großmütterlein noch lange bei uns bleiben möge.

Verschiedene Vakanzen*).

Hurra! Hurra! ruft Paul und Franz
Und stürmen froh nach Hause,
Hurra, wir haben jetzt Vakanz.
Die Mutter hörts mit Grausen
Wär doch zu End schon die Vakanz, —
Mich kann sie nicht beglücken
Da bleibt nicht Rock und Hose ganz,
Muß jeden Tag dran flicken.
„Kommt, spielt mit uns," ruft draußen Hans,
„Hier ist auch Nachbars Fritz,
Ihr seid die Räuber, Paul und Franz
Und ich bin der Schandiz."
Bei Kaufmann Herz und Lilienthal
Ist Schluß mit der Vakanz,
Sie geben ihrem Personal
Zwei Wochen lang Vakanz. —
Darüber freu'n sich alle zehn, —
Bei'm Wirt zur goldenen Gans
Kann man sie fröhlich zechen sehn
Am Anfang der Vakanz. —
Da schleicht ein Dieb sich in das Haus
Ihm fehlt es an Finanz
Nun führet ihn der Schutzmann Kraus
Zwei Jahre in Vakanz. —
Es sitzt im Abendsonnenglanz
Ein Greis im Sorgenstuhl
Er betet fromm den Rosenkranz,
Der alte Meister Kuhl. —
Da kommt der Tod, nimmt aus der Hand
Ihm seinen Rosenkranz
Und führt ihn in ein besseres Land
In die ewige Vakanz. —

*) Als Neujahrsgruß schickt uns unsere jetzt 83-Jährige das folgende Gedicht. Alle, die es lesen, werden die Alte um ihre Geistesfrische, aber auch um ihren Humor bewundern. Gute Menschen gehören zu den Immerfrohen.

Beim Verklingen der Abendglocken.

Dir wird, wie dieser Glockenklang — Das Leben einst verklingen, — Dann wird man unter Grabgesang — Dich sanft zur Ruhe bringen. — Der Schmerz ist hin, die Freude aus, — Und du ruhst still im Totenhaus.

Der Glockenklang, er mahnt dich laut, — Dein Haus wohl zu bestellen, — Und wie die schöngeschmückte Braut — Sich denen zu gesellen, — Die harrten auf den Bräutigam — Und ihn empfingen, als er kam.

Wie Glockenklang nach oben steigt, — So laß die Hoffnung fliegen; — Wenn jener nicht durch Wolken reicht, — Wird diese drüber reichen. — Der Klang der Glocke leis verklingt. — Die Hoffnung einst Erfüllung bringt.

Nicht fürcht' der Glocke letzten Schlag, — Wenn christlich war dein Sorgen, — Er ruft herauf von ew'gen Tag — Den Auferstehungsmorgen — Laß kommen ihn spät oder früh, — Wer wacht, den überrascht er nie.